

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 20.

Donnerstag, 21. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Pid-Nf.

Die Poterpartie bei Professor Sinclair begann um neun Uhr. Es waren sechs Leute anwesend. Das Ehepaar Sinclair, Grunt, Ingenieur Rider und die Brüder Gerton. Frau Sinclair und ein Gerton saßen fünf Schritte vom Potertisch entfernt an einem eigenen Tischchen. Frau Sinclair ließ sich eine neue Patience vom Erfinder persönlich vorführen. Die andern Vier spielten ihre oblige Partie.

So schweigsam wie bei den Sinclairschen Poterpartien mag es vielleicht nur noch auf dem Meeresgrund zugehen.

Die vier aufeinander eingespielten Partner hatten im Laufe der Zeit ein veritables Geheimsystem einer stummen Zeichensprache entstehen lassen. Das einzige Geräusch war das Einziehen und das Einziehen der Chips. Alles andere ging lautlos vor sich. Keine erstaunten Ausrufe, keine verärgerten Flüche und keine triumphierenden Ansagen.

Die vier spielten erst eine Stunde, als Sinclairs Diener leise ins Zimmer trat.

„Herr Professor Grunt werden am Telephon gewünscht!“

Eben hatte Grunt vom Teiler eine Karte erbeten. Ein erhobener Daumen war das diesbezügliche Signal. Ingenieur Rider, der Teiler, schob eine Karte gegen Grunts Platz. Grunt nahm sie gerade in die Hand, als der Diener die Meldung machte. Grunt erhob sich verwundert und legte die Karte zurück auf den Tisch. Irrtümlicherweise offen.

Er murmelte eine Entschuldigung und ging.

Die Karte, die aufgedeckt liegen blieb, war ein Pid-Nf.

Und die telephonische Nachricht war von der Art, die eine Fortsetzung der Partie nicht zuließ.

Sergeant Donald macht Mordmeldung.

Am 29. April um acht Uhr abends machte eine furchtbar erregte Frauenstimme bei Sergeant Donald, der in einer ganz südlichen Londoner Polizeistation Dienst hatte, Meldung von einem Mord.

„Wo“, fragte der Sergeant, „wo sprechen Sie? Genaue Adresse, Telephonnummer und Namen!“

Er notierte die Daten gewissenhaft auf seinem Block und sagte vorschriftsmäßig:

„Sie müssen alles in der Wohnung lassen, wie es ist! Bis die Kommission dort ist. Das Notwendige wird sofort veranlaßt.“

Drei Minuten später war die Meldung nach Scotland Yard weitergegeben und zehn Minuten später sauste ein Polizeiauto durch die Straßen, hielt sich immer gegen Süden und fuhr dann endlich die Straße nach Abdington entlang. Der Chauffeur blickte scharf nach vorn. Endlich sah er, was er erwartete. Ein Polizist auf einem Motorrad erschien knapp vor seinen Lichtern und übernahm die Führung.

Nach kurzer Fahrt bog das Motorrad in einen Nebenweg und hielt vor dem Landhaus Mary Weels.

Das Auto bremste zwei Sekunden nach ihm.

Vor dem Hause stand ein Polizist. Im Hause war ein zweiter postiert. Der ging nach kurzer Meldung voran.

Endlich standen die Herren im Mordzimmer.

Hier herrschte trostlose Verwüstung. Auf einer breiten Konsole waren alle Dinge durcheinander gebracht.

Auf dem Boden lag eine große goldene Standuhr. Das Glas war zerbrochen. Die Zeiger standen still. Das Abzählstück der Uhr, ein goldener Schwan, war verbogen.

Die Zeiger wiesen auf dreiviertel acht.

Auf dem Teppich, der neben dem Ruhebett und aus der gewöhnlichen Lage gebracht war, lag die Leiche Mary Weels.

Polizeiarzt Dr. Turner beugte sich zuerst hinab.

Die anderen Herren standen schweigend dabei und sahen indessen spähend in die Runde.

Nach kurzer Zeit erhob sich Turner und sagte lakonisch:

„Erwürgt!“

Ein kleiner behender Mann mit kurzem Schnurrbart trat näher heran.

„Zweifellos, Doktor? Ganz zweifellos?“

Der Arzt nickte energisch.

„Zweifellos!“

Vofalaugenschein.

Der kleine Mann, Oberinspektor Hurlington, ging mit kurzen Schritten durch den Raum und diktierte einem Anwesenden abgehackte Sätze.

Inspektor Curwood zeigte dem Polizeiphotographen, von welchen Stellen aus Aufnahmen notwendig seien. darauf leuchtete hintereinander mehrere Male Blitzlicht auf.

„Deutliche Kampfspuren . . .“ diktierte der Oberinspektor, „ . . . Tisch nicht in gewöhnlicher Lage . . .“ auf der Glasplatte Fingerspuren . . . ein Fenster offen . . . auf dem Fenster Fingerspuren . . .“

Hurlington beugte sich vorsichtig und ohne die Brüstung zu berühren hinaus. Auf einem in der Mauer befindlichen rostigen Haken hing ein kleines Stückchen Verbandsstoff. Es war frisch und roch stark nach Jod.

Hurlington drehte sich um.

„Sergeant Bloom! Telephonieren Sie um Polizeihunde!“

Den Fegen hatte er vorsichtig mit einer Pinzette erfaßt und legte ihn in eine kleine Metallschachtel, die er aus einer Aktentasche zog.

Auf die von ihm bezeichneten Stellen der Glasplatte des Tisches und des Fensters wurde feiner, farbiger Pulverstaub gestreut, der die Spuren deutlich sichtbar machte.

„Photographieren!“ sagte der kleine Mann.

Nachdem jede Stelle des Zimmers gründlich abgejucht

war, und das Diktat keiner Ergänzung mehr bedurfte, fragte der Leiter der Nordkommission.

„Wer hat den Nord zuerst bemerkt?“

„Die Haushälterin“, antwortete der mitgekommene Polizist.

„Meine Herren“, sagte Hurlington, „gehen wir ins Nebenzimmer!“

Dort nahmen sie Platz. Sergeant Pool führte Protokoll. Der Oberinspektor befahl:

„Rufen Sie die Haushälterin!“

Verhör.

Frau Peterson wurde in den Raum gerufen.

Sie war so erregt, daß sie sogar die Frage nach ihrem Namen erst nach längerem Nachdenken beantworten konnte.

„Welche Stelle bekleiden Sie hier?“

„Ich bin Hausdame und führe die ganze Wirtschaft.“

„Seit wann?“

„Bei Mary seit . . .“

„Ich meine hier im Hause!“

„Hier im Hause, seit wir herzogen.“

„Sie standen mit der Toten auf freundschaftlichem Fuße?“

„Ja, Herr, ich war die ganzen vierundzwanzig Jahre ihres Lebens um sie.“

„Berichten Sie, wie Sie die Ermordete auffanden. Versuchen Sie, sich alle Einzelheiten, auch an die Ihnen sehr unwichtig erscheinenden, zu erinnern!“

Frau Petersen fing zu weinen an und brachte kein Wort heraus.

„Nehmen Sie sich zusammen! Bedenken Sie doch, daß wir bestrebt sind, den Mörder zu suchen und unschädlich zu machen.“

Frau Petersen zwang sich sichtlich zur Ruhe. Aber die Tränen und ihr Schluchzen erstickten jedes Wort.

„So geht es nicht“, sagte Hurlington, „wir müssen es anders versuchen.“

Hören Sie zu, gute Frau Petersen. Erzählen Sie uns den Verlauf des ganzen Abends. Erinnern Sie sich doch! Ihre Aussage ist ungeheuer wichtig!“

Endlich gelang es ihr, deutlicher zu sprechen.

„Um halb fünf Uhr nachmittags kam Marys Bräutigam und blieb bis . . .“

„Augenblick, Frau Petersen, vom wem sprechen Sie jetzt?“

„Von Herrn Professor Grunt vom Queen-Viktoria-Spital!“

„In Ordnung. Sie können weitererzählen!“

„Professor Grunt blieb bis gegen dreiviertel sieben. Er mußte fort, weil für halb acht eine Operation angelegt war.“

„Wie spät war es, als er wegfuhr?“

„Dreiviertel sieben!“

„Wieso können Sie die Zeit so genau angeben?“

Frau Petersen hatte ihre Ruhe gefunden und sprach bereits gefaßt und überlegt.

„Weil Professor Grunt mich dreimal nach der genauen Zeit gefragt hat. Er fürchtete, zu spät zur Operation zu kommen!“

„Und geht Ihre Uhr so genau?“

„Ja, ganz genau!“

„Wie spät haben Sie denn jetzt?“

Frau Petersen griff nach der an einer Halskette befestigten Uhr, zeigte das Zifferblatt und sagte:

„Neun Uhr achtunddreißig!“

Hurlington und seine Leute griffen instinktiv nach ihren Uhren und verglichen die Zeit.

„Stimmt“, sagte der Oberinspektor zufriedengestellt, „also es war dreiviertel sieben, als Professor Grunt wieder in die Stadt fuhr?“

„Ja“, sagte Frau Peterson.

Hurlington beugte sich zum neben ihm sitzenden Sergeanten und flüsterte ihm einige Worte zu.

Sergeant Pool erhob sich und verließ den Raum.

Oberinspektor Hurlington wandte sich wieder Frau Peterson zu:

„Erzählen Sie weiter!“

„Mary hatte Professor Grunt bis zur Tür begleitet. Dann ging sie in dieses Zimmer und nahm ein Buch zur Hand. Sie war heiter und guter Dinge, weil ihre Kopfschmerzen nachgelassen hatten.“

„Was für Kopfschmerzen?“

„Mary leidet . . .“

Frau Peterson unterbrach sich selbst und schluchzte auf.

„Mary litt unter der schlimmen Wirkung der starken Beleuchtung bei den Filmaufnahmen und mußte deshalb mit ihrer Tätigkeit aussetzen.“

Hurlington fand den Umstand nicht weiter beachtenswert.

„Gut. Und was geschah weiter?“

„Ich ging in die Küche, um das Abendessen zu bereiten. Gegen halb acht klingelte das Telephon . . .“

„Wo steht der Apparat?“

„Wir haben drei Kontakte. Heute abend war er im Vorzimmer, weil ich mit Lieferanten telephonierte hatte.“

„Gut. Also um halb acht rief jemand an. Wer ging an den Apparat?“

„Ich war eben im Begriff hinzugehen. Aber Mary kam mir zuvor. Sie wurde von ihrem Bräutigam angerufen.“

„Was wissen Sie von dem Gespräch?“

„Nichts eigentlich. Ich war wieder in die Küche gegangen.“

„Sagte Ihre Herrin nichts über das Gespräch?“

„Ja, aber nur ganz wenig. Sie sagte, daß ihr Bräutigam nicht mehr käme. Und ich solle ihr ein Bad vorbereiten.“

Frau Peterson mußte wieder schluchzen, und ihre Tränen rannen von neuem. Hurlington wartete geduldig, bis sie sich wieder faßte. Dann sagte er:

„Und weiter?“

„Ich ging dann ins Badezimmer und ließ das warme Wasser in die Wanne laufen. Das Badezimmer ist drei Räume von hier durch das Schlafzimmer Marys zu erreichen. Man hört dort, auch wenn es still ist, und das Wasser nicht rinnt, nur sehr schwer Geräusche aus diesem Zimmer, aber . . . heute . . . ich hatte die Tür zugemacht und wollte gerade die Hähne abdrehen . . . heute hörte ich einen gellenden Schrei, und mir schien es Marys Stimme . . .“

Frau Petersons Gesicht wurde aschfahl und ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab.

„Ich lief aus dem Badezimmer und vergaß vor Schreck, den Hahn abzustellen. Als ich durch die Türen stürzte, vernahm ich dumpfes Gepolter. Aber, als ich die letzte Tür aufriß, war schon alles wieder still . . . und auch Mary . . . auch Mary war schon ganz still . . .“

Der Oberinspektor ließ eine kleine Pause eintreten, in der man nichts vernahm als das leise Weinen der alten Frau.

Dann setzte er das Verhör fort.

„Und dann?“

„Dann, nachdem ich sah, daß kein Leben mehr in ihr war, schleppte ich mich ans Telephon und verständigte die Polizei!“

Sergeant Pool trat ein, ging auf Hurlington zu und sagte leise:

„Professor Grunt hat von halb acht bis acht Uhr zwanzig operiert. Dann ist er zu Professor Sinclair gefahren. Soll man ihn verständigen?“

„Noch nicht“, meinte Hurlington halblaut.

Er stieß nachdenklich mit dem Bleistift auf die Tischplatte, dann ließ er sich das Protokoll reichen, das Sergeant Bloom führte und las es aufmerksam durch.

„Sie sagten, Frau Peterson, daß Sie vor Schreck vergessen haben, die Wasserhähne abzudrehen! Demnach mußte die Wanne übergelaufen sein, nicht, Frau Peterson?“

Frau Peterson nickte.

„Ja! Denn das Notventil oben unterm Rand der Wanne funktioniert nicht gut. Es ist ein Glück, daß das Schlafzimmer um eine Stufe höher liegt. Es wäre sonst alles naß geworden!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Unerfetzlichen.

Skizze von Herbert Schöffler.

„Ja, es gibt Dinge —“, sagte sie, brach aber den Satz in der Mitte ab und senkte das Gesicht. Als sie es wieder aufhob, war irgend etwas durch dieses Gesicht hindurchgegangen; ein schwerer Pflug, wie es schien, hatte alte Erlebnisse ausgebrochen. Sehr dunkel standen die Augen unter den hochgezogenen Brauen, eine Haarsträhne hing seitab und pendelte.

Ich betrachtete sie entzückt und bewundernd, aber auch jetzt nicht ohne die Angst, mit der sich die Freude sonderbar genug zu mischen pflegte, wenn ich sie auf der Bühne sah. Dieser Mensch war dem Abgrund immer etwas zu nah, und wenn auf der Bühne das Stück daran zu zerbrechen schien (denn sie konnte wohl nicht viele Stücke finden, die auch so nah am Abgrund hinspielen wie sie selbst), so wurde mir jetzt eben die Möglichkeit ihres eigenen Zerbrechens grauenhaft bewußt. Aber wer hätte da eingreifen dürfen? Wer es überhaupt können? Dieser Mut war ja nicht Leichtsinns, sondern Bestimmung, der große Auftrag eines großen Schicksals...

— die ganz und gar unbegreiflich sind“, fuhr sie plötzlich fort, mit jener trockenen Stimme, die auf der Bühne ihrer stärksten Erregung diene. „Denken Sie“, dabei schaute sie mich an und legte die Strähne wieder in das andere Haar zurück, „alles, was ich jetzt spiele und noch immer besser spielen möchte, habe ich einem einzigen Erlebnis zu verdanken. Nicht der Arbeit, nicht der Entwidlung, nicht dem Glück, nein: einem einzigen Punkte, in dem alles, was Kunst heißt, wie in einem Ziel enthalten war. Bis zu diesem Punkt schlief ich, von diesem Punkt an waren mir die Augen aufgetan. Ein Musiker erzählte mir einmal, er habe nicht gewußt, was er mit sich anfangen solle, bis er eines Tages die Reunte von Beethoven hörte — genau das ist es! Nur hatte der arme Kerl, der mich und vielleicht noch ein paar andere umkrempele, keine Möglichkeit, in die Jahrhunderte zu wirken; seine Reunte erlebte nur eine einzige Aufführung...“

„War er ein Dichter?“ fragte ich in die Pause hinein.

„Nein, eben nicht. Ein junger Schauspieler. Hoffnungslos schwindluchtig, aber Sie wissen ja, wie gerade diese Krankheit die Sinne übermäßig schärfen kann, wie sie bei den besseren Menschen eine Verantwortlichkeit erzeugt, die sich dann mit keiner Zwischenlösung mehr zufrieden gibt. Ohne diese Krankheit hätte sein Talent nicht so früh den Schritt ins Geniale getan. Mit kaum fünf und zwanzig spielte er alle großen Rollen der Weltliteratur, den Hamlet, den Tell, den Faust, den Peer Gynt! Nicht nach dem großen Vorbild, sondern ganz eigen, ganz auf sich selbst gestellt, sein Körper wurde Wort und jedes Wort Körper — wirklich, er war an seinen besten Tagen so zum Erschrecken nah, daß man Angst hatte, mit ihm zu spielen, weil man nicht wußte, ob er sich aus der Rolle würde zurückholen können. Ich habe im Partett gelesen und mich so geschämt, dazusitzen und ihm in sein Leben hinein zu gucken. Denn in den Stunden, wo er oben stand, war ja alles, was er spielte, sein innerstes, eigenstes Leben, das Leben aus dem Kern.“

Sie nahm einen Schluck Wein, schob das Glas langsam auf den Tisch und lehnte sich zurück, die Hände links und rechts von sich auf dem Sofa.

„Ja, und dann... eines Morgens sagte er mir im Vorübergehen: Heute Abend spiele ich mich zu Ende. Ich weiß noch genau: Es war Probe, ich saß auf einem Podest und lernte meine nächste Szene. Ganz mechanisch klapperte ich meine Sätze herunter, als mit einem Male dieser ungeheuerliche Satz in mich eintrat und alles andere einfach wegsetzte. Ich wurde innen so schwer davon, daß ich nicht den Kopf heben konnte. Eine Hand strich mir übers Haar, Schritte entfernten sich. Dann rief mich der Inspektor zum Auftritt. Der Regisseur war verzweifelt. „Spielen Sie doch nicht so verborrt!“ rief er. Aber mir schien ja alles so unwahr und unnütz, so vollständig unwürdig, jetzt, wo ein Mensch in aller nächster Nähe etwas mit dem Tode vorhatte. Zuerst wollte ich für den Abend absagen, aus Angst. Darüber ging der Nachmittag hin. Halb krank vor Aufregung kam ich ins Theater, schminkte mich, zog mich an. Es war die fünfzehnte Vorstellung von Peer Gynt, er spielte den Peer, ich die Solveig.“

Sie wissen doch: Die Rolle des Peer Gynt gehört zum schwersten, was es überhaupt gibt. Zuerst ist da ein zwanzigjähriger Junge, der vor lauter Übermut seine Mutter aufs Mühlrad versetzt, und zuletzt ein trostlos verlornener Greis, der ein verbogenes Leben wieder gerade zu biegen sucht. Es gibt Schauspieler, die den Anfang gut spielen, und es gibt solche, die das Ende gut spielen. Aber beides, die ganze Rolle — das kann nur ein Genie, und davon gibt es in jedem Jahrhundert ein einziges. Auch unter uns Schauspielern.“

Er war dieses Genie. Er wurde im Laufe des Stückes älter und älter, ließ sein eigentliches Alter hinter sich zurück, bis es unwahrscheinlich geworden. Er war Rowdy und Phantast und Blutjauger; jede leiseste Biegung des Charakters nahm er mit; alles spielte er zum Leben um. Und nun erst an diesem Abend! Wenn ein Mißspieler von der Szene abgegangen war, drehte er sich um und schaute zu. Der Inspektor schimpfte, die Feuerwehr verbot —

wir suchten uns einen anderen Platz und guckten weiter. Ich dachte schon längst nicht mehr an das furchtbare Wort vom Vormittag; wer hätte, mit soviel gespanntem Leben vor Augen, noch an den Tod denken können! Aber natürlich: Dem gespanntesten Leben steht der Tod am nächsten, das ist ja immer so.“

Sie verankerte eine Beule in sich selbst, mit einem Mal lächelte sie. „Er behauptete immer, es gebe zwei Tode, der eine gehöre in die Gilde der Knochenhämmer, der andere in die der Raubritter. Willensfreiheit sei weiter nichts als Wahlfreiheit zwischen diesen beiden Toden. Ist das nicht schön? Aber ich muß ja zu Ende erzählen. Sie erinnern sich vielleicht der Szenen auf dem Schiffe und in der Brandung, des Selbstgesprächs mit der Zwiebel, der Wortkämpfe mit dem Douve-Alten, dem Knopfgieser, dem Rageren — wirklich, ich habe einen Menschen auf der Bühne so noch nicht wieder kämpfen sehen. Und dann kam die Schlussszene mit mir. Ich zitterte hinter meiner Tür, aus der ich ihm entgegentreten mußte; meine Kinnladen waren schwer, und irgend etwas schmeckte bitter. Kaum lag er mir zu Füßen, so war auch schon alles gelöst, er zog mich aus der schauspielerischen Täuschung sofort in seine Wirklichkeit hinüber. Bei dem vorletzten Satz, den er sprechen mußte — Solveig hat ihn freigesprochen; er kann es nicht glauben, bis die Unerfetzlichkeit der Frau ihn in diesen Glauben einfach hineinzwingt — wurde er bleich und schwankte. Zu seinem letzten Satz, der den überströmenden Dank an Solveig enthält“

„Mutter, Weib; Ragd ohne Schuld und Fehle!“

„Bieg mich denn in deiner Seele!“

Ich kam er nicht mehr. Die Freude brach noch in sein Gesicht, dann stürzte er zusammen, ich konnte seinen Kopf fassen und in meinem Schoß festhalten, bis ich die Berse zu Ende gebrochen hatte. Wer sie noch verstanden hat, weiß ich nicht. Ich habe ihm gerade ins Haar geweiht.“

Wir saßen beide ganz still, bis sie ihr Glas vom Tisch nahm und es mit einem Zuge austrank. Ich spürte die Huldigung, nahm jetzt auch mein Glas und tat es ihr nach.

„Sehen Sie“, sagte sie dann ruhig, „das war einmal ein unerfetzlicher Mensch. Ubrigens starb er erst in der Nacht, — aber ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Der Körper kämpfte noch ein bißchen auf eigene Rechnung, er selbst hatte seine Peite genau mit dem Ende seiner Rolle abgebrochen. Trauen Sie sich zu, ein zweites Exemplar seiner Art zu finden?“

Ich sah sie an, fühlte ein großes Ja in mir aufsteigen und schüttelte rasch den Kopf.

Die Geschichte von Fazil dem Bauern.

Von Ulrich Zorlinden.

Wenn die heißen, stark spielenden Sterne zahllos und in riesengroßen Bündeln tief in die frühe Nacht gefallen sind, wenn der Torhüter die zwei großen Torlützel geschlossen hat und die Karawanen unter den Vogenhallen zur nächtlichen Ruhe und Rast untergebracht wurden, kann man die Erzählung vom Bauern Fazil und dem Rächer hören. Der Wächter des dritten Turmes der Karawanenerei des Schirwan ist es, der sie seit einer Reihe von Jahren den freiwilligen und dankbaren Zuhörern berichtet.

Die Kaufleute und Reisenden haben das schnell hergerichtete Nachtmahl genommen; hinter rasch aufgespannten alten persischen Teppichen haben die Knechte die Betten gerichtet, die Schlafplätze.

In der Mitte des Hofes sammeln sich die Gäste der Karawanenerei rings um ein Podium, sitzen auf weichen Teppichen, die Kallane, die Wasserpfefsen werden angezündet, und es gibt einen heißen, gut riechenden Tee.

Die Nacht ist wunderbar kühl; man fühlt sich in der Ruhe wohl; nach dem Tagesmarsch in der glühenden Hitze, nach Mühe und Anstrengungen ist es ein doppeltes Genießen; man will nicht sofort schlafen gehen. Die Sicherheit der geschlossenen Tore macht behaglich; denn draußen in der reinigen Wüste streifen räuberische Tiere und der Jagdruf nach der Beute bringt bis zu den Mauern der Karawanenerei. Schakale treiben sich wie Schatten durch die nächtliche Einsamkeit.

Es ist eine wunderbare, ruhige Stunde, und man ist gerne bereit einem Erzähler zuzuhören, der Ereignisse und Vorkommnisse berichtet; und wenn er es auch seit Jahren tut und oftmals dieselbe Geschichte bringt, die Reisenden wechseln, immer sind neue Menschen da.

Da kann man die Geschichte von Fazil hören, dem Bauern. Er kam nach längerer Wanderung zu einer Dase; dort setzte er sich nieder, aber die Müdigkeit überfiel ihn; er schlief ein.

Fazil hatte einen kleinen Beutel mit Edelsteinen bei sich, den er nach Medsched bringen wollte. Dort war ein Mann, der ihm dafür, nach langem Handeln, ein großes Stück Getreideland eintauschen wollte. Diese wenigen, aber schönen Edelsteine waren das einzige Erbstück seines Vaters, den man, es ist nicht allzu-

lange her, eines Tages erschlagen am Rande der Wüste fand. Verräbt und verlassen.

Der endlose Weg durch die Wüste, die Müdigkeit, ein Traum von naher Zukunft, irgend etwas war Schuld daran, daß Fazil den Beutel auf dem Hals vergaß, auf dem er rastete. Er ritt weiter, und als er den Verlust bemerkte, erschrak er heftig; er lehnte um, in der Hoffnung, den kleinen Restbestand des großen Vermögens wiederzufinden.

Er trieb sein Kamel mit heftigen Schlägen an, rascher zu gehen. Obwohl er erst einige Stunden weit gekommen war, schien es ihm doch, als würde der Weg zurück eine Ewigkeit dauern; es war ein heißer, banger Weg, glühender als die Sonne, brannte das Leid an ihm, wenn er zu spät kommen sollte, wenn der FINDER schon fort war, unbekannt wohin. Er blickte über die Steinriegel hinweg, über die öden Flächen der Wüste, aber nichts sah er, keinen Menschen, kein Tier, keine Karavane.

Langsam rückten die steinernen Wasserbehälter näher; endlos weit schien diese Erde gespannt zu sein, unbeflegbar weit; jeder Schritt verlor sich in einem Nichts; immer schien er an einer Stelle hängen zu bleiben.

Dann, endlich erreichte er den Brunnen und den von den Karawanen ausgetretenen Pfad mit dem bornigen Gebüsch, unter dem er geschlafen hatte. Dort fand er einen Mann, der eben damit beschäftigt war, eine Stunde Rast zu halten.

Er entschuldigte sich freundlich bei ihm, und begann die Stelle nach dem Beutelschen mit den Edelsteinen abzusuchen; schließlich bat er den Fremden, aufzustehen.

„Ich habe“, sagte Fazil, „vor einigen Stunden an dieser Stelle gerast; der Schlaf überfiel mich, ich hatte einen schweren Traum. Als ich aufwachte und weiterritt, vergaß ich einen kleinen Beutel mit all meinem Hab und Gut. Vielleicht habt Ihr ...!“

Der Fremde schüttelte den Kopf.

„Ich habe nichts gefunden!“ sagte er.

„Aber Ihr seid zweifellos der erste Mann, der nach mir zu demselben Platze kam, auf dem ich gerastet hatte ...!“

„Wolltet Ihr damit sagen, daß ich ...?“ Der Fremde unterdrückte seinen Zorn.

„Euer Zorn ist mir kein Beweis Eurer Unschuld!“ sagte Fazil gelassen und dennoch aufs tiefste erregt in der bangen Erwartung, all seine Wertgegenstände verloren zu haben. „Ich bitte Euch daher, gebt die Edelsteine heraus!“

„Wie kann ich Euch etwas geben, was ich nicht besitze?“ fragte der Fremde und wollte sich wieder unter die Gebüsch in den sorgigen Schatten legen. Aber Fazil trat ihm dazwischen.

„Gebt die Edelsteine heraus!“ sagte er noch einmal.

„Wer sagt Euch, daß nicht vor mir schon ein Mann am Brunnen rastete? Daß er den Beutel fand und davonging?“ versuchte der Fremde einzulenden.

„Ich hätte ihn sehen müssen!“

„Er kann in anderer Richtung weiter sein! Mich laßt in Ruhe, ich bin unschuldig, sowohl an Eurer Bergeschicklichkeit als auch an dem Diebstahl, den Ihr mir vorwerft!“

Da riß Fazil die Kettenweste vom Gürtel, und nach dem Befehl der Wüste, forderte er den Fremden zu einem Zweikampf heraus. „Gib die Edelsteine zurück!“ schrie Fazil.

„Suche sie dir!“ schrie der Fremde.

Zwei Stunden lang kämpften sie. Der Fremde unterlag; wie ein Stück Holz fiel er plötzlich zu Boden. Es verging eine Weile, ehe sich Fazil seiner Tat richtig besann. Er durchsuchte die Kleider und die Reisetaschen des Fremden; nichts, Nichts! Sollte der Fremde die Wahrheit gesagt haben? Jetzt erst bemerkte er die Spuren eines anderen Gastes in der Oase, die er übersehen hatte; dieser andere war in der dritten Richtung davon es waren frische Spuren, als er in die Oase kam, waren sie noch nicht zu sehen.

Fazil floh in die herankommende Nacht. Erst am zweiten Tage brachte eine Karavane die Kunde von dem Drama in der Oase. In allen Städten wurde nach dem Täter gefahndet. Aber niemand wußte etwas über ihn; niemand kannte ihn, niemand hatte ihn gesehen! In Medsched sammelten sich die Menschen vor dem Gerichtsgebäude, denn der Fremde war ein reicher Mann, der einen großen Einfluß hatte.

„Ist das gerecht?“ riefen die Leute den Richtern zu. „Ist das gerecht?“

„Schweigt!“ antworteten die Richter. „Überlaßt dieses Urteil Gott. Er allein weiß, was sich draußen in der Einsamkeit der Wüste abgespielt hat. Er allein kennt die Täter. Er allein wird ihn uns ausliefern, damit wir ihn richten können! Bis dahin geduldet Euch!“

Gewiß, die Richter sagten wahr. Gott allein wußte um diese Tat. Es gibt keine Ungerechtigkeit auf Erden, eines Tages wird sie doch gerächt!

Der Fremde, den man in der Oase fand, hatte einst den Vater Fazils erschlagen. Seine Tat blieb den Menschen unbekannt. Er wurde reich. Er tat sich schöne Kleider an den Körper und führte ein großes Wort.

Niemand hatte von seinem bösen Tun erfahren. Niemand

rechnete mit ihm ab; kein Gericht, kein Richter. Von Stufe zu Stufe stieg er empor, bis ihn Gott eines Tages in die Oase führte, wo er von Gott allein zur Verantwortung gezogen wurde.

Durch Fazil! Durch den Sohn des Mannes, den er einst erschlagen hatte! Fazil wußte nichts von all dem. So wurde Fazils Vater von Gott gerächt.“

Der Wächter machte eine Pause; die Nacht war jetzt klar und kühl. Ein Wind erhob sich, der aus der Gegend der Gletscher kam. In die Stille hinein drang manchmal der Ruf eines streifenden Tieres.

„Aber der Wächter setzte sein Wort fort“, begann der Wächter wieder zu berichten. „Denn in der Schatzkammer des Fremden fand man auch einen Ring mit einem Türkis, wie ihn die Türkschleifer zu Medsched zu arbeiten pflegen. In den Türkis eingraviert fand man den Namen „Fazil Khan“. Das war der Name Fazils Vater. Als dies kund wurde, wagte sich Fazil aus den Bergen zurück in die Nähe der Menschen, kam schließlich nach Medsched und sagte aus. Er nannte alle Schmutzflecken, die seinem Vater gehört hatten und die er wiedererkannte. Sie wurden ihm ausgesprochen. Dann setzte er seinen Weg fort, erwartete das Getreidefeld. Und heute könnt Ihr, wenn Ihr in die Ebene von Rischpur kommt, den Bauern Fazil auf den Kornfeldern treffen. Ihr erkennt ihn an einem dünnen goldenen Ring mit einem Türkis, in dem „Der Wächter“ zu lesen steht. Fazil ist der einzige Bauer in der weiten Ebene, der mit einem goldenen Ring zur Arbeit geht.“

Casti Bäume sprechen.

Sie war Onkel Adolfs liebste Nichte.
Sie hieß Betty, war im Kern gesund.
Betty's Wuchs glich einer jungen Fichte,
Und sie hatte einen Kirchenmund.
Betty's Tante, eine dürre Pappel,
Wie wir sie auf alten Straßen sehn,
Hatte schon von Anfang an den Rappel:
Betty solle einst zum Tonstirn gehn.

Wie die Eiche in des Sturmes Wetter
Widersehte Adolf sich dem Plan.
Ha! Er wollte auf Mäzlen klettern,
Doch mit Worten war hier nichts getan.
Betty wollte nach der Palme streben.
Gegen Adolfs Wüten blieb sie taub.
Vorbeer sollte ihren Weg umgeben.
Adolf zitterte wie Espenlaub.

Onkel Adolf, dieses Traums Berwüster,
Bangerte sein Herz mit Scham und Groll.
Er ward düster seht wie eine Rüste,
Und er wurde schlanker stets, statt voll.
Ach, das weiß doch lange schon ein jeder,
Wenn zwei Frauen etwas wollen schon,
Fällt zuletzt die allgrößte Jeder
Nicht nur auf dem Berge Libanon.

Buchen, Eichen, selbst die harte Eibe
Kann man fällen bis zum letzten Blatt,
Aber niemals bricht man einem Weiße
Seinen Willen, den es einmal hat.
Adolf sah das ein. Er ließ dem Leben
Seiner Nichte den gewünschten Lauf,
Und er hing sich, in sein Los ergeben,
Still an einer Trauerweide auf.

P. u. d.

Scherz und Spott

Kleine Feier.

Die Gastgeberin: „Sie haben es also doch noch möglich gemacht, heute zu uns zu kommen, Herr Professor!“

„Zawohl, gnädige Frau, ich glaubte erst, ich würde es vergessen, aber ich habe dann ganz vergessen, es zu vergessen!“
(Answers.)

Tiefbohrung.

„Hier ist doch etwas nicht in Ordnung!“ sagte der Zahnarzt. „Sie sagen, der Zahn sei niemals behandelt worden, aber ich habe doch kleine Stückchen Gold an meinem Bohrer!“

„Da werden Sie wohl bis zu meinem Kragnenknopf gebohrt haben!“ stöhnte das Opfer.
(Lise.)

Zeitgemähe Frage.

„Welche Fähigkeit wird heutzutage am meisten geschätzt?“
„Die Zahlungsfähigkeit!“
(Schweizer Illustrierte.)